

Ansichten eines Schizophrenen

Nobody

Ansichten eines Schizophrenen

Nobody

© 2015 Pyramis Verlag, 8033 Zürich, CH

Besuchen Sie uns im Internet: <http://www.pyramis-verlag.ch>

Alle Rechte vorbehalten

Das Werk ist urheberrechtlich geschützt. Jede Verwendung ist ohne Zustimmung des Verlages unzulässig und strafbar. Das gilt insbesondere für Vervielfältigungen, Übersetzungen, Mikroverfilmung und die Einspeicherung und Verbreitung in elektronischen und multimedialen Systemen.

ISBN 3-9523013-1-9

Inhaltsverzeichnis

1.	Homo quaerens	1
2.	Das Nachtlampengespräch	28
3.	Der Wassertropfmotor	44
4.	Thomas von Aquin	48
5.	Nietzsche	60
6.	Die Heiligen Kühe an der Aare	67
7.	Pater Pio	73
8.	Adam und Eva	74
9.	Zuerst war das Wort	86
10.	Geld und Macht	98
11.	Der Traum	102
12.	Seelenpaare	110
13.	Der Denkgarten	114
14.	Quärens	116

Vorwort des Verlegers

Im Jahre 2003 erzählte mir ein Patient so nebenbei, dass er ein Buch geschrieben habe und dass er keinen Verlag finde, der es veröffentlichen wolle. Ich bat ihn um ein Manuskript, da es mich interessierte.

Da das Buch eine innere Logik besass und es mir interessant und lesenswert erschien, gründete ich einen Verlag und publizierte das Buch.

Der Autor wollte das Buch unter dem Pseudonym «Nobody» publizieren, doch haben wir ihn zu einem anderen Pseudonym gedrängt und unter dem Pseudonym «Harald Hahn» publiziert. Auch wollte er dem Buch den Titel «Das Buch Barbara» geben, doch haben mir Berater den Titel «Einsteins Irrtum » empfohlen, da gerade ein Einsteinjahr anstand. Auch hier liess sich der Autor zu einem Wechsel überreden.

Nun liegt das zweite Buch von «Nobody» vor. Diesmal haben wir vom Verlag keinen Einfluss auf Pseudonym und Titel genommen.

Das Buch «Ansichten eines Schizophrenen» hat wiederum in sich eine nachvollziehbare Logik, die aber an der modernen Psychiatrie anecken dürfte. Es ist salopp, einfach und verständlich geschrieben und dennoch in seiner Art packend.

Dr.med Toni Huwyler, Wohlen AG, Switzerland

1. Homo quaerens

Das Telefon klingelt in der psychiatrischen Klinik Königsberg. Es wird wieder jemand zwangsweise eingeliefert, und man lässt sich mit der Dienst tuenden Assistenzärztin, mit Frau Dr. Sonja Meyer, verbinden. Es ist Quärens, der eingeliefert wird, heisst es. Offenbar kennen ihn alle, nur sie nicht. Sie sucht die Akten. Eine Schwester ruft ihr zu: "Eine bekannte Schizophrenie. Es gibt keine Probleme. Er ist stets friedlich. Er soll einen religiösen Wahn haben. Der Oberarzt, Dr. Huggeler, hat sich lange mit ihm abgegeben. Aber der kommt erst am Montag wieder."

Und schon wird er gebracht, der Quärens. Die Polizei führt ihn herein. Man sieht schon, er ist friedlich. Keine Handschellen, keine Zwangsjacke und keine Bahre, auf die er gebunden wäre, keine Infusion – also auch keine chemische Keule. Nein, er kommt aufrecht zwischen zwei Polizisten in die Klinik, und kein Mensch käme auf die Idee, dass es sich um eine Zwangseinweisung handle, wären da nicht die uniformierten Polizisten. Man hat ihn diesmal in einem Wald aufgegriffen. „Er kniete auf dem Boden, die Arme waren ausgebreitet und die Handinnenflächen schauten gegen den Himmel. Sein Blick war auch gen Himmel gerichtet und dabei sang er dauernd ‚DONA NOBIS PACEM‘! Die Melodie erinnerte an die Messe in EsDur von Franz Schubert. „Wenn er wenigstens nur kurz gesungen hätte“, sagt ein Polizist, „dann hätten wir ihn lassen können. Nein, er sang stundenlang, mit herzergreifender und bittender Stimme, und dabei flossen ihm Tränen über beide Wangen. Und die Leute, die ihn sahen, gingen nach zwei oder drei Stunden wieder hin und hatten Angst, er könnte erfrieren oder sonst von einem Unglück getroffen werden, und da bei uns schon mehrere Meldungen eingegangen waren, mussten wir den Amtsarzt aufbieten, hingehen und ihn mitnehmen.“ Die Polizisten kennen den Quärens: In einem solchen Zustand ist er nicht ansprechbar. Er wirkt dann wie weggetreten und ist in einer Art Trance. Doch nachher weiss er noch alles, was vorgefallen ist. Da Quärens friedlich und freundlich ist, wird er von der Polizei auch dementsprechend behandelt, und die Männer verabschieden sich kumpelhaft von ihm.

Nun sitzt die Ärztin ihm allein gegenüber. "Ihr Vorname ist also Quärens", sagt sie, "und wie ist ihr Name?" "Mein Name ist derselbe, wie ihn mein Vater hatte, und der hat ihn wiederum von seinem Vater bekommen", gibt dieser zur Antwort. "Und im Übrigen hat sie ja alle Unterlagen von mir", denkt er – und braucht also keine Antwort zu geben. Es war eine belanglose Frage um das Gespräch zu eröffnen. Gerne hätte sie noch gefragt, weshalb er so einen ausgefallenen Vorname habe, doch ob der gegebenen Antwort verzichtet sie auf diese Frage. "Falls Sie mit dieser Zwangseinweisung nicht einverstanden sind, können Sie..." Doch sie wird unterbrochen: "Können Sie Antrag auf Rekurs stellen und dann muss eine Ethikkommission innert 24 Stunden entscheiden, ob die Zwangseinweisung gerechtfertigt war oder nicht", sagt er. "Ich weiss, Sie müssen mich als erstes über meine Möglichkeiten aufklären. Ihre Rechtsbelehrung war perfekt. Sie haben es gut gemacht", sagte er weiter. Die Ärztin wartet etwas ab und sagt dann: "Ich muss Ihnen Medikamente verschreiben. Sind Sie bereit, diese selber einzunehmen?" Quärens nickt. Die Ärztin verlässt dann den Raum, verordnet die Medikamente und sagt zur Schwester: "Du hattest Recht, er macht keine Probleme".

Danach blättert sie in seiner Krankengeschichte. Diese ist dicker als gewöhnlich. Viele Einträge sind von Oberarzt Huggeler. Es gibt darin auch Textseiten, die von Quärens selber geschrieben wurden. "Er fühlt sich also gelegentlich als zwei Personen", sagt sie laut vor sich hin, "die eine Person nennt er Nobody und die andere None." Dies ist eigenartig, denkt sie, wir haben also drei verschiedene, eigentümliche Namen für eine einzige Person. Sie setzt sich wieder zu ihm: "Sie haben im Wald

gesungen!" Er schweigt. "Oder war es Beten? Sie sangen: Dona nobis pacem. Sie suchen also den Frieden? Haben sie denn Unfrieden in sich?" Er schweigt – oder kann es sein, dass er mitleidvoll lächelt? "Wer hat eigentlich gesungen? Waren sie es, der Quärens, oder war es Nobody, oder war es None, oder haben alle miteinander gesungen?" "Das verstehen sie nicht", sagt er. "Das können sie auch nicht verstehen", sagt er nochmals. "Sie glauben", sagt Dr. Meyer dann, "dass alle Ärzte und alle Schwestern und Pfleger in dieser Klinik die eigentlich Kranken sind, und dass sie selber gesund sind." "Steht das in der Krankengeschichte?" fragt Quärens. "Ja!" – "Nein", widerspricht er, "dies ist nicht korrekt. Ich sagte: Alle Ärzte, das ganze Pflegepersonal und alle Angestellten von dieser Klinik sind geistig gespalten, und ich selber bin derjenige, der innerlich weniger gespalten ist. Ich bin nicht gesund, aber gesünder. Aber das können sie nicht verstehen, Frau Doktor", und fährt fort: "Gott, ich preise dich, weil du all das den Weisen und Klugen verborgen, den Unmündigen aber offenbart hast!" "Ist das aus der Bibel?" fragt sie. "Ja", sagt er, "Matthäus 11,25." "Wer ist denn in diesem Gleichnis der Unmündige?" "Dies ist klar", entgegnet er, "die Unmündigen sind die Kinder." – "Wissen sie", meint die Ärztin, "das gibt es häufig in einer Klinik, dass ein Patient glaubt, dass er in Wahrheit der eigentliche Arzt und die Ärzte die eigentlichen Patienten seien. Das ist etwas Häufiges. Gerade bei Patienten mit Schizophrenie kommt dies häufig vor. Wissen sie", fragt sie dann langsam und mit freundlicher Stimme, "wie man der Krankheit sagt, an der sie leiden?" – "Ja", sagt er und lächelt zurück, "Schizophrenie steht in der Krankengeschichte." Und nun lachen beide, als ob sie zusammen ein lustiges Wort erfunden hätten. Dann verabschiedet sie sich, und beide grinsen einander wieder an. "Ein komischer Vogel", sagt sie später zu sich, "warten wir ab, bis Oberarzt Huggeler da ist."

Es ist ein interessanter Fall, denkt sie sich. Bis jetzt war der Gubler der interessanteste Fall gewesen, dem sie begegnet war. Viele Schizophreniepatienten schreien, drohen, beißen und toben. Man muss sie dann mit roher Gewalt festhalten und ihnen intravenös ein Neuroleptikum oder einen Tranquilizer oder beides verabreichen, und danach dösen sie. Aber der Gubler damals war anders gewesen: Er war überzeugt, dass er der Besitzer von allen Schuhläden des Kantons Aargau sei. Selbstverständlich wusste er, dass er der Buchhalter in einem Bauunternehmen war. Er war auch ein guter Buchhalter, und sein Arbeitgeber konnte ihn nur rühmen und sich voll und ganz auf ihn verlassen. Aber gleichzeitig glaubte er von sich, er sei auch der Besitzer aller aargauischen Schuhläden. Zuhause hatte er von allen Schuhgeschäften des Kantons irgendein Dokument in ein Heft eingeklebt. Es konnte ein ausgeschnittenes Inserat aus der Zeitung, eine Visitenkarte oder ein kleines Reklameschildchen sein. Wenn er nichts dergleichen fand, kaufte er im Schuhladen irgendetwas, Schuhwischse oder ein Imprägniermittel, und klebte den Kassenschein in sein Heft ein. Und jeweils am Samstag besuchte er, nein, inspizierte er seine Schuhgeschäfte. Dazu zog er jeweils Kleidung und Krawatte an und fuhr vor. Mit hohlem Kreuz, wie eine schwangere Frau, betrat er dann jeweils seinen Schuhladen, grüsste sein Personal freundlich und schaute sich prüfend um. Und prompt wurde er auch immer freundlich begrüsst, und auf Fragen antwortete er stets: „Nein, ich will keine Schuhe kaufen, ich will mich nur etwas umsehen.“ Dann schritt er jeweils die Regale ab. Während andere Leute vor einer bestimmten Schuhgrösse etwas länger verharren, mass er gleichmässig und mit bedächtigem Schritt den Raum ab. Er hielt nur kurz inne um einen Schuh, der schräg im Gestell stand, wieder richtig zu platzieren. Oder wenn ein Schuh einen kleinen Flecken hatte – Staub oder einen Fingerabdruck – nahm er ihn aus dem Regal, holte sein weisses Taschentuch hervor, hauchte den Schuh an, putzte ihn, stellte ihn wieder ins Regal zurück, um ihn erneut zu begutachten. Beim Verlassen des Ladens grüsste er sein Personal wieder freundlich und liess meistens ein Kompliment fallen wie: "Dieser Laden wird besonders gut geführt!" oder: "Ich gratuliere ihnen zu diesem sauberen Schuhladen" oder: "Ich bin sehr zufrieden, dieser Laden wird

ausgezeichnet geführt!" Diese freundlichen Worte lösten beim Personal auch Freundlichkeit aus, so dass man ihn gerne im Laden sah.

Es gab Schuhgeschäfte, die er mehrmals im Jahr betrat und von denen er jede Schuhverkäuferin mit Namen kannte. Und wenn er ging, riefen alle im Chor: "Auf Wiedersehen, Herr Gubler, und vielen Dank für ihren Besuch!" Aufgrund seiner Aufzeichnungen ging hervor, dass er schon sieben Jahre lang der Überzeugung war, dass ihm alle Schuhläden im Kanton Aargau gehörten, und aufgrund der Freundlichkeit, die ihm in den Schuhläden widerfuhr, steigerte sich natürlich sein Selbstwertgefühl. Niemand in seiner Umgebung konnte wissen oder auch nur ahnen, dass mit ihm etwas nicht stimmte. Wahrscheinlich würde er heute noch zufrieden und unbehelligt sich als Schuhgrossist fühlen und dementsprechend leben, wenn da nicht das Ereignis in Vorderau gewesen wäre.

Damals kontrollierte er zuerst einen Schuhladen in Burningen und danach einen kleinen Verkaufsstand in Vorderau. Doch dort hatte man eine Studentin aushilfsweise angestellt. Er betrat nun wie immer den Schuhladen, und wie eh und je begrüßte er mit kräftiger Stimme das Personal. Doch die Chefin war gerade nicht anwesend und die neue Angestellte war mit einer Kundin beschäftigt. Dem Gubler missfiel also schon, dass er nicht begrüßt wurde. Dann sah er ein Gestell, dessen Schuhe alle auf dem Boden standen; vermutlich wollte die Verkäuferin das Regal putzen oder sie hatte die Schuhe zum Abstauben herausgenommen oder es gab sonst einen Grund.

Diese unsägliche Unordnung – und dies in seinem Laden! Dies konnte der Gubler kaum fassen. Er zitierte die Verkäuferin mit bestimmten Worten zu sich: "Jetzt schauen Sie sich diese Unordnung an! Es sieht wie in einem Saustall aus!" Doch sie erkannte den Ernst der Lage nicht, denn sie kam, schaute nur kurz auf, und ohne ein Wort ging sie zu ihrer Kundin zurück. Der Gubler inspizierte das Verkaufslokal weiter und sah ein unreines Wasserbecken, dann fand er einen Putzlappen zwischen den Schuhen auf dem Regal liegend; und in einer Ecke lagen ausgepackte leere Schuhschachteln, nicht gestapelt, wie er es sich gewohnt war, nein sie lagen einfach wild, einen Haufen bildend da, wie hingeworfen. Dies missfiel ihm dermassen, dass er einen roten Kopf bekam, und offensichtlich stand ein Wortgewitter unmittelbar vor dem Ausbruch. Von jetzt an verfolgte er mit strengsten Blicken die junge Verkäuferin, Schweiss trat auf seine Stirn, er begann zu schnauben, und sein Taschentuch blitzte immer häufiger über seine Stirn. Am meisten verunsichert war die Kundin, die sich dann instinktiv schützend zwischen die junge Verkäuferin und den Gubler hinstellte und nach seinem Ansinnen fragte. Er liess jedoch seinen Blick nicht von der Verkäuferin und fragte sie nach ihrem Namen. Sie hiess Keller. "Fräulein Keller", sagte er mit sonorer und betont langsamer Stimme, "wie können sie es wagen, diesen Schuhladen dermassen miserabel zu führen?" Und er ereiferte sich mit Vorwürfen und Anschuldigungen. "Es geht doch nicht, dass man auf eine anständige Art Schuhe verkaufen will und gleichzeitig eine solche Unordnung unterhält. Eine solche Respektlosigkeit vor dem Kunden verbitte ich mir mit aller Deutlichkeit! So etwas habe ich noch nie gesehen. Wo ist nur ihre Berufsehre geblieben? Bevor sie ihren Beruf weiter ausüben, sollten sie einen Kurs in Sauberkeit, Anstand und Ordnung absolvieren!" Und Gubler erregte sich immer mehr, sein Kopf wurde röter und seine Worte fielen in immer höherer Frequenz, um dann in ein Staccato überzugehen, und dann waren die Worte kaum mehr verständlich. "Wer sind sie überhaupt?" wagte die Verkäuferin, nach Fassung ringend, zu fragen. Der Gubler, nun wieder gefasst, mit tiefer, ruhiger, langsamer und völlig entrüsteter Stimme: "Fräulein Keller! Wenn dieser Schweinestall hier nicht augenblicklich einen anständigen Eindruck macht oder falls sie es noch einmal wagen sollten, mich oder diese Kundin hier dermassen unanständig zu behandeln, sind sie fristlos entlassen!" Er zog darauf sein Portemonnaie hervor und fragte: "Wie viel Lohn bin ich ihnen noch schuldig? Wenn ihnen das hier nicht passt,

können sie auf der Stelle verschwinden!" Die junge Frau Keller wurde ob diesem harschen Auftreten unsicher und flüchtete zu ihrer Chefin. Oder besser gesagt, zu der Frau, von der sie bis jetzt glaubte, dass es ihre Chefin sei; zumindest war sie von jener eingestellt worden.

Die Chefin folgte schnellen Schrittes der Verkäuferin in den Laden zurück: "Kann ich ihnen helfen?" fragte sie neutral und mit beruhigender Stimme den rot angelaufenen und schwitzenden Kunden. "Dieser ungezogene Gof!" rief er, auf die Verkäuferin zeigend, "dieses unanständige, spätpubertierende Luder mit ihrem losen Mundwerk und unmöglichen Verhalten, hat mich aufs schwerste beleidigt. Erstens einmal bin ich kaum begrüßt worden, als ich eintrat; und dann schauen sie sich diese Unordnung an: Da liegen leere Schuhschachteln, dort stehen die Schuhe auf dem Boden und hier findet man zwischen den Schuhen einen Putzlappen. Und danach, als ich sie freundlich auf diese unhaltbaren Zustände hinweisen wollte, kommt sie mir noch frech. Ich verlange somit, dass sie diese Unperson auf der Stelle entlassen. Falls sie sich weigern, werde ich diese Göre selber fristlos entlassen." Dabei zog er wieder seinen Geldsack hervor. Die Chefin fand sichtlich keine Worte mehr, denn eine solche Situation hatte sie noch nie erlebt, noch hatte sie sich vorher eine solche vorstellen können. "Jetzt beruhigen Sie sich", sagte sie zum Gubler, "ich werde mich der Sache persönlich annehmen und ich werde eine für alle optimale Lösung finden." Doch der unheilvolle Lauf hatte begonnen und konnte nicht mehr gestoppt werden. Die Chefin wollte noch vermitteln und den Gubler, den sie anfangs noch als einen potentiellen Kunden angesehen hatte, beruhigen; doch der Gubler wurde immer lauter und verlangte nun ostentativ die sofortige Entlassung der Verkäuferin, und zwar ohne Rücksicht auf allfällige Kosten.

Nachdem der Gubler die Verkäuferin am Arm gepackt hatte und aus dem Laden werfen wollte, eilten die Chefin ihrer Angestellten und danach auch die Kundin ihrer Verkäuferin zu Hilfe. Gemeinsam wollten sie den Gubler zurückhalten, was dazu führte, dass sein Hemd ein paar Knöpfe verlor und an anderer Stelle etwas riss. Die Chefin hatte in der Zwischenzeit die Sinnlosigkeit ihrer Friedensbemühungen eingesehen und legte einen harscheren und bestimmten Ton ein: "Wer sind sie überhaupt und was wollen sie hier? Kümmern sie sich doch um ihre eigenen Angelegenheiten! Ich darf doch wohl noch einstellen, wen ich will!" Und nun verlangte sie, nein, sie befahl ihm, den Laden sofort zu verlassen. Unsäglich enttäuscht und ungläubig schaute er die Chefin an. Mit bodenlos enttäuschter, leiser und langsamer Stimme fragte er nun: "Wie können sie so mit mir sprechen?" Und nachdem er wieder etwas gefasster schien, fuhr er fort: "Falls sie glauben, sie könnten so mit mir umgehen; falls sie tatsächlich glauben, sie könnten so mit mir sprechen oder mich so wie gerade jetzt, von oben herab, behandeln, dann sind sie an den Falschen geraten. Ich kündige ihnen hiermit auf der Stelle unser Miet und Arbeitsverhältnis auf, ich verlange, dass sie sofort dieses Lokal verlassen und ich werde diesen Schuhladen an eine andere Person weitervermieten. Ich habe es nicht nötig, mich mit solch arrogantem, frechem Gesindel abzugeben." Und weil Gubler in seinem Gehabe völlig überzeugend und selbstsicher wirkte, wurde als erstes die Kundin unsicher und wollte sich langsam auf die Seite von Gubler stellen. Danach wurde die junge Verkäuferin unsicher, begann zu weinen, entschuldigte sich, weil sie keine Umtriebe und Streitereien verursachen wollte und verliess dann türeschleitzend den Raum und schrie noch zurück, dass sie auf eine weitere Anstellung in diesem Lokal verzichte. Und danach wurde selbst die Chefin unsicher. Sie hatte zwar mit einem anderen Mann den Mietvertrag ausgehandelt; doch macht ein Neuverkauf einer Liegenschaft den Mietvertrag eventuell ungültig, dachte sie sich. Aber das musste sie sich doch nicht gefallen lassen: Dass da ein Herr kommt, behauptet, er sei der neue Besitzer, um sie danach aus dem Verkaufsladen zu werfen. Sie kannte zwar das Gesetz nicht, aber sie hatte doch noch ihr eigenes Geld in der Kasse und die Schuhe in den Regalen waren doch ihre Schuhe. Nachdem sie zum Schluss gelangt war, dass

das Gesetz so nicht sein konnte und dass sie im Recht sein musste, wagte sie, sich zur Wehr zu setzen und um Hilfe zu schreien. Dies wiederum veranlasste die Kundin, aus dem Laden zu eilen, um starke Männerhilfe zu holen, die alsbald eintraf.

Für die Männer war der Anblick etwas sonderlich. Da, ein 50 bis 60jähriger Mann mit etwas Bauch, keuchend, hochrotem Gesicht, schwitzend und zerrissenem Hemd; und dort, eine schelmisch dreinblickende Frau, die dreinschaute, als ob sie gerade einen Ringkampf gewonnen hätte, immer noch korrekt gekleidet und frisiert, und in der Zwischenzeit war bei ihr sichtlich die Kampfeslust zurückgekehrt. "Ich habe dieses Lokal für 5 Jahre gemietet und in der Zwischenzeit hat mein Vermieter diese Liegenschaft offenbar neu an diesen Herrn verkauft, und nun will mich der neue Besitzer mit sofortiger Wirkung auf die Strasse setzen", begann sie, "das geht doch nicht!" Und sie fuhr mit energischer Stimme fort: "Das sind doch meine Schuhe hier und das Geld in der Kasse ist mein Geld!" Vielleicht hätte sich jetzt noch alles zum Guten gewendet, wenn der Gubler jetzt einen Rückzieher gemacht hätte, denn die Männer wollten friedlich vermitteln, und zu diesem Zeitpunkt glaubten noch alle, dass er der neue Besitzer des Hauses sei. Doch der Gubler war von einem anderen Recht überzeugt und er beharrte auf diesem seinem Recht. "Ich bin der Besitzer dieses Lokales, und wenn mir jemand so frech kommt wie diese unerhört arrogante Frau hier, mich beleidigt, mich nicht einmal begrüsst und dann noch fragt, wer ich sei, und zudem eine solche Sauordnung im Verkaufslokal hat, ziehe ich meine Konsequenzen und entlasse eine solche Person auf der Stelle. Mit solchen unordentlichen Menschen kann und will ich nicht zusammenarbeiten! Bei so etwas kenne ich keine Toleranz. Ich bin auch bereit, eine allfällige Konventionalstrafe zu bezahlen – dabei nimmt er wieder sein Portemonnaie hervor – aber ich bin nicht bereit länger mit solchen Leuten zusammenzuarbeiten!" Alles Zureden, alle Schlichtungsversuche, alles Beschwören und alle Vorschläge endeten im Sand. Als dann die Chefin auf das Erscheinen der Polizei drängte, war der Gubler sofort Feuer und Flamme für diese Idee. Ja, er verlangte seinerseits vehement nach der Polizei: damit er endlich zu seinem Recht komme und damit man diese widerliche Frau, die ihn sogar tötlich angegriffen hatte, endlich von Gesetzes wegen zurechtweisen könne. Er war der felsenfesten Überzeugung, dass die Polizei bei ihrem Eintreffen als erstes die Chefin in Handschellen legen und dem Gesetz zur Verurteilung übergeben würde. Er war dann auch erleichtert, ja er war begeistert, als endlich das Polizeiauto vorfuhr. Er wusste, dass sich jetzt alles klären würde und er endlich zu seinem Recht komme.

Doch zu seiner grossen Enttäuschung wurden die Streitparteien in getrennten Räumen befragt. Dabei musste er sich auf ein für ihn entwürdigendes Niveau herablassen und der Polizei seine Ausweise zeigen. Er verstand die Welt nicht mehr. Später telefonierten die Polizisten und er musste warten. Dann besprachen sie sich und er musste immer noch warten. Dann erkundigte sich einer bei ihm, wann und wo und bei welchem Notar er dieses Haus gekauft habe. Diese Kaltschnäuzigkeit, die diese jungen Polizisten zur Schau trugen! "Wer zahlt die Steuern und Euren Lohn?!" herrschte er den einen an. Dieser hatte nämlich gewagt daran zu zweifeln, dass er der Besitzer aller Schuhläden im Kanton Aargau sei. Dabei war er schon seit Jahren der alleinige Besitzer aller Schuhläden im Kanton! Er sah es an der Art, wie sie ihn anschauten, er merkte es am Ton, wie sie miteinander sprachen, das Benehmen war anders; jetzt aber hatte er einen Verdacht: Es mussten falsche Polizisten sein! Sie sprachen so freundlich mit der Chefin vom Schuhladen und dann, auf ein Wort, schauten alle ihn an. Er war in eine Falle geraten. Logisch, sagte er zu sich. Wer hat die Polizei alarmiert? Einer von denen! Wer wollte unbedingt die Polizei haben? Die Frau vom Schuhladen! Und wie Schuppen fiel es ihm von den Augen, die sprachen alle so kollegial miteinander. Jetzt wusste er es: Die haben sich alle vorher schon gekannt. Aber er hatte Glück. Man hatte ihn allein im Raum gelassen. Langsam nahm er

den Telefonhörer ab und wählte 117, den Polizeinotruf. Jetzt war er mit der richtigen Polizei verbunden und konnte die Sache aufklären; auch konnte er melden, wo er war und dass er von falschen Polizisten bedroht würde. Doch weiter konnte er nicht sprechen, da die falschen Polizisten eintraten. "Ich habe Euch alle durchschaut!" eröffnete er ihnen – dabei legte er bewusst den Hörer nicht auf, damit die richtige Polizei mithören konnte – "Ich weiss, dass ihr falsche Polizisten seid. Aber ihr habt keine Chance, ich habe alles der richtigen Polizei gemeldet." Dann wurde das Gespräch wieder lauter, der Gubler ereiferte sich und drohte, sie alle zu verklagen: Er kenne den Polizeichef persönlich und die Regierungsvertreter auch noch.

Doch dies alles nützte nichts. Man legte ihm mit Gewalt Handschellen an, obwohl er aus Leibeskräften um Hilfe schrie. Und als man ihn im Polizeiauto hatte, war sein Hemd ganz zerrissen und die Hosen dazu. Er hatte Angst, obwohl man ihm von Anfang an sagte, dass man ihn in die Psychiatrische Klinik nach Königsberg bringe. Er glaubte den falschen Polizisten nicht, sondern an eine Entführung. Doch als man dann tatsächlich mit ihm nach Königsberg fuhr, als man ihn dann doch in die Klinik führte und er der Assistenzärztin Frau Dr. Meyer gegenüber sass, hatte er nur ein Gefühl in sich: Eine unendliche Erleichterung. Er, der sich schon tot geglaubt hatte, konnte jetzt mit einer Ärztin sprechen, und alles würde sich aufklären. Er musste sich nun nicht mehr mit Angestellten oder mit falschen Polizisten herumschlagen, nein, er konnte jetzt mit einer Ärztin über alles sprechen. Die Frau Doktor sagte ihm, dass er sehr erregt sei und dass man ihm Medikamente geben müsse, bevor man die Handschellen wegnehmen könne, ob er einverstanden damit sei und ob er die Medikamente selber schlucke. Er war für die Situation, wie sie sich jetzt entwickelt hatte, dankbar; er fühlte sich aus einer aussichtslosen Situation gerettet und wie neu geboren mit der Chance, dass sich jetzt alles zum Guten wenden und die Wahrheit sich durchsetzen werde. Er hätte für diese Ärztin alles gemacht. Tabletten schlucken, das war der kleinste Wunsch, den er ihr erfüllen wollte.

In den folgenden Tagen merkte sie im Gespräch mit dem Gubler, wie und was Schizophrenie, die eigentliche Geisteskrankheit, war. "Herr Gubler", sagte sie zu ihm, "sie sind der Besitzer aller Schuhläden vom Kanton Aargau." Dann wurde der Gubler misstrauisch, denn er wusste, dass die Ärztin nicht wissen konnte, dass er der Besitzer aller Schuhläden war. Er merkte, dass sie ihn nicht ernst nahm und verweigerte das Gespräch. Einmal sagte sie: "Nehmen wir den Schuhladen in Aarau, in der Vorstadt. Laut Grundbuchamt ist ein Herr Woodtli der Besitzer und eine Frau Brüllmann hat ihn von diesem Herrn Woodtli gemietet. Wie kommen sie nun dazu zu glauben und zu behaupten, dass sie der Besitzer sind?" Darauf nahm er sein zerknittertes Heft zur Hand. Darin war ein Kassenbon für eine Schuhcreme von diesem Schuhladen eingeklebt. Er schaute nur kurz darauf, und dieser Bon gab ihm die innere Sicherheit, dass er der wahre Besitzer war. Dann legte er das Heft wieder zur Seite und sagte: "Das weiss ich schon, dass die Chefin dort Frau Brüllmann heisst und dass laut Grundbuchamt ein Herr Woodtli der Besitzer ist. Aber in Wirklichkeit bin ich der wahre Besitzer." "Aber", fragte die Ärztin, "wieso zahlt Frau Brüllmann die Miete dann an Herrn Woodtli und nicht an sie?" Auch das wusste er, dass sie die Miete an den anderen Besitzer zahlte, aber dennoch: In Wirklichkeit war er der wahre Besitzer.

Ganz allgemein versucht man in einer Diskussion seinen Gesprächspartner, der etwas behauptet, in einen inneren Konflikt zu bringen, so dass er seine Behauptung wenigstens nicht mehr durchwegs als wahr empfindet. Auch in der Erziehung versucht man beim Kind diesen inneren Konflikt zu erzeugen: "Jetzt hast du das Nachbarskind geschlagen! Aber tut es dir nicht auch weh, wenn man dich schlägt?" Und das Kind weiss irgendwann keine Antwort mehr und schaut beschämt drein und man kann vermuten, dass die Erziehung Wirkung gehabt hat. Oder so: "Jetzt hast du meine Zeitung zerrissen!

Was würdest du machen, wenn ich deine Spielsachen kaputt machen würde?" Ich erkläre dem kleinen Jungen, dass die Zeitung für mich denselben Stellenwert hat wie für ihn das Spielzeugauto. Und dann können wir mit Handschlag einen Kompromiss schliessen: Wir zerstören einander die Spielsachen nicht mehr. Aber hier, bei der Schizophrenie, kann man beim Gegenüber keinen inneren Konflikt provozieren. "Aber Herr Gubler, es ist doch nicht möglich, dass Herr Woodtli und sie gleichzeitig Besitzer dieses Schuhladens in Aarau sind." Er versteht, dass die junge Ärztin so argumentiert, denn er weiss, dass sie das alles nicht verstehen kann. Er anerkennt und kann nachvollziehen, dass beispielsweise ein Auto nur einen Besitzer haben kann: Entweder gehört es dem Huber oder dem Müller. Dasselbe gilt für ein Pferd, für einen Schirm, für einen Regenmantel, für ein Paar Schuhe, für ein Bier in der Gartenwirtschaft, für einen Apfel und für einen Teddybär. Er versteht auch, dass die Ärztin dieses Prinzip auf die Schuhläden anwenden will. Dafür hat er volles Verständnis, im Gegenteil, es würde ihn wundern, wenn es nicht so wäre. Ihm ist auch klar, dass der Herr Woodtli, der laut Grundbuchamt Besitzer ist, und die Mieterin des Schuhladens noch nie etwas von ihm, dem wahren Besitzer, gehört haben. Ihm ist auch klar, dass beim Laden in Aarau der Herr Woodtli überzeugt ist, dass er der Besitzer des Schuhladens ist. Doch obwohl ihm dies alles klar ist, weiss er gleichzeitig, dass er, der Gubler, in Wirklichkeit der Besitzer dieses Ladens ist. Und es gibt kein Argument, das ihn stutzig macht, das ihn zweifeln lässt

oder das ihn aus seiner Fahrinne werfen könnte. Das Verrückteste aber ist, dass der Gubler auf jedem anderen Gebiet völlig ‚normal‘ ist. Er macht seine Arbeit gewissenhaft, er geht in die Ferien wie jeder andere, er hat ein ‚normales‘ Familienleben, er geht am Sonntag zur Kirche, ist Mitglied in Vereinen und ist eher klassisch gekleidet. Aber in diesem einen Punkt, bei den Schuhläden des Kantons Aargau, da tickt er nicht richtig. "Herr Gubler", fragte sie, "können sie sich erinnern, was im Schuhladen in Vorderau alles passiert ist?" "Ja", sagte er. "Sie wollten also zuerst die Verkäuferin und später die Chefin fristlos entlassen?" "Ja." "Aber gleichzeitig wissen Sie, dass die Verkäuferin und die Chefin von ihrer Existenz und davon, dass sie der wahre Besitzer sind, nichts wissen konnten." "Ja", sagte er wieder. Es ist ihm völlig klar, dass die beiden nicht wissen konnten, dass er der eigentliche Besitzer sei. "Aber", sagte darauf die Ärztin, "ist es denn nicht logisch, dass es einen Konflikt geben musste, als sie sich plötzlich als Besitzer aufspielten und die beiden entlassen wollten?" Ihm leuchtet auch ein, dass die Situation zu einem Konflikt führen musste. "Aber es geht doch nicht", meinte er dann, "dass der wahre Besitzer vom eigenen Personal nicht mehr begrüsst wird und dass so erniedrigend mit ihm umgegangen wird." Das ist Geisteskrankheit, das ist Schizophrenie, sagte sie zu sich. Wenn man mit den besten Beweisen beim Gegenüber keinen inneren Konflikt mehr provozieren kann. Der Schizophrene hat eine innere Gedankenwelt aufgebaut, die völlig weltfremd ist und der ‚normalen‘ Logik trotz oder gar widerspricht. Mit Argumenten kann man nichts ausrichten, da man den Gedankenturm mit Worten nicht erreichen kann. Der Gubler war bis jetzt ihr interessantester Patient gewesen. Doch jetzt hat sie neu den Quärens bekommen. Auch der ist viel versprechend. Das Gemeinsame bei beiden ist, dass sie von Anfang an friedlich waren.

Es gibt genügend Schizophrene, die Verwünschungen aussprechen und körperlich angreifen und toben. Sie erinnert sich an eine Frau, die von der Polizei gebracht wurde, weil sie in einem Kreisel niederkniete und lautstark das Vaterunser betete, und jeden, der in ihre Nähe kam, zerkratzte und biss. Sie wurde gefesselt gebracht und musste sofort intravenös behandelt werden. Auch erinnert sie sich an eine 30jährige Frau, die morgens um zwei Uhr nackt auf ihrem Balkon stand und mit ihrem Vater sprach, der

schon mehrere Jahre lang tot war. Damals musste sie mit dem Ambulanzauto ausrücken. Zwei Polizisten waren schon anwesend, und die Mutter der Patientin war auch da und weinte. Bei ihrer Tochter war eine Schizophrenie bekannt, doch seit einigen Tagen hatte sie die notwendigen Medikamente nicht mehr eingenommen. Sie sei jetzt gesund, habe ihre Tochter gesagt, und die Weitereinnahme der Medikamente verweigert. Sie, die Ärztin, wollte freundlich ein Gespräch mit ihr beginnen, die jetzt nackt auf ihrem Bett stand und in der rechten Hand ein Kissen wurfbereit und in der linken noch zwei Reservekissen hielt. Als sie mit ihr zu sprechen begann, liess die Schizophrene die Kissen fallen, tat so, als wolle sie neben der Ärztin vorbei gehen, doch als sie neben ihr stand, krachte der Ärztin unvermittelt und ohne Vorwarnung die offene Handfläche ins Gesicht. Von einer Ohrfeige getroffen taumelte sie zwei Meter weit durch den Raum und konnte sich dann an der Zimmerwand abfangen. Einen solchen Schlag muss man wegstecken können, denn es handelt sich um Schizophrenie, also um eine Krankheit. Im ‚gesunden‘ Zustand ist einer solchen Person das, was sie im ‚kranken‘ Zustand gemacht oder gesagt hat, äusserst peinlich, und die Ärztin wusste, dass sich die Patientin bei ihr später für dieses Tun entschuldigen würde.

Doch damals musste sie die Patientin dazu bewegen, Medikamente einzunehmen und mit in die Klinik zu kommen. Doch jedes Zureden, jedes Bitten, alles nützte nichts. Zudem schrie sie: „Geht zur Seite, ich will auf den Balkon!“ Ein Polizist verwehrte ihr den Ausgang, denn es bestand die Gefahr, dass sie sich hinunterstürzte. Sie, die Ärztin, machte eine Spritze mit einem Neuroleptikum bereit, und auf ihr Kommando wurde die Patientin von den beiden Polizisten, von den beiden Ambulanzfahrern und von der Mutter gepackt und aufs Bett hinuntergedrückt. Dabei lag die Frau auf dem Rücken und ein Polizist hatte sie an den Haaren gepackt und presste ihren Hinterkopf auf die Matratze, so dass sie nicht beißen konnte. Gleichzeitig hielt derselbe Polizist den linken Arm. Der zweite Polizist hatte ihr sein Knie auf den Bauch gelegt und war über ihr, und alle hielten die Arme fest. Die Mutter der Patientin hatte sich über die Beine ihrer Tochter gelegt und hielt mit beiden Armen die Knie der Patientin umklammert. Ein Ambulanzfahrer zusammen mit einem Polizisten hielten den rechten Arm fest, damit sie eine Spritze intravenös geben konnte. Dabei schrie die Patientin um Hilfe, rief ihren Vater, stellte sich einen Moment tot um sich dann ruckartig wieder zur Wehr zu setzen. Während die Ärztin das Medikament in die Venen injizierte, sagte sie zu sich selbst: „Hoffentlich kann dies alles niemand sehen, denn es sieht schlimmer aus als eine Vergewaltigung.“ Und weiter dachte sie bei sich: „Hoffentlich gibt es hier nirgends eine versteckte Kamera...“, denn sie fühlte sich so schlecht und elend dabei. Dann sagte sie laut: "Alles in Ordnung, das Medikament ist drin!" Und alle liessen die Frau wieder los. Sie, die Ärztin, war bereit, die Patientin allenfalls zu beatmen, denn gelegentlich wirkt eine solche Ampulle so stark, dass die Patienten nicht mehr selber atmen. Für diese Fälle musste man den Atembeutel bereithalten. Doch die Patientin wurde durch die Injektion nur unwesentlich ruhiger und schon nach wenigen Minuten zeichnete sich ab, dass die ganze Übung wiederholt werden musste. Die Ärztin sagte: "Jetzt!" und die Patientin wurde wieder von allen gepackt, aufs Bett gepresst, gehalten, und die Ärztin applizierte die zweite Ampulle. Nun gab sie wieder Entwarnung und alle miteinander liessen erneut von der Frau ab. Diesmal schien sie deutlich ruhiger zu werden. Jetzt musste sie die Patientin soweit bringen, dass sie sich auf die Bahre hinlegte, und wenn ihr das nicht gelingen sollte, stand ein erneuter Gewalteinsetz bevor.

Man muss in diesem Zustand dem Patienten weismachen können, dass es für ihn von Vorteil ist, wenn er das oder jenes macht; ansonsten kann man ihn zu nichts bewegen. Also sagte sie zu der Frau, sie müsse sich jetzt aufs Sauerstoffbett hinlegen, damit sich ihr Blutdruck stabilisiere. Dieses Argument schien zu stechen. Die Patientin legte sich selber auf die Bahre, und die Ärztin hielt ihr den Arm als wolle sie den Puls fühlen. In dieser Zeit legte der Pfleger den ersten Gurt oberhalb den Knien

über die Beine und zog sofort an. Diese Gurte war die wichtigste. Wenn die Knie einmal auf die Bahre gefesselt sind, kann ein Patient nicht mehr aufstehen, nicht mehr mit den Beinen dreinschlagen, und die Kraft sich zu wehren ist danach deutlich reduziert. Die Patientin, welche die Fesselung bemerkt hatte, wollte jetzt wieder aufstehen, doch jetzt war es ein Leichtes, die Fesselung vollständig anzuziehen. Ein Ledergurt oberhalb der Brust verhinderte das Aufbäumen des Oberkörpers. Jeder Arm wurde am Oberarm und am Handgelenk angebunden und ein weiterer Ledergurt über der Stirn verhinderte das Bewegen des Kopfes und somit das Beissen. Jetzt konnte eine Infusion gelegt und die Medikation wohldosiert gegeben werden, so dass die äusseren Zwangsmassnahmen bald wieder gelockert werden konnten. Nein, solche Patienten sind ein Graus. Man kann danach nicht mehr schlafen und hat ein schlechtes Gewissen, obwohl man weiss, dass man richtig gehandelt hat.

Es ist jetzt Montagmorgen. Die Arbeit hat für Dr. Sonja Meyer mit einem Rapport begonnen. "Weisst du schon", sagt sie zum Oberarzt, "Quärens ist wieder da." Er weiss es schon; aber er macht ein leeres Gesicht, nicht besorgt, auch ist weder Freude noch Ärger erkennbar. Sein Gesicht ist teilnahmslos, als ob ihn das alles nichts angehe. Nein, er macht ein Gesicht, als ob seine Gedanken in die Ferne abschweiften, als ob sein Geist gerade in die Ferien nach Thailand abhöbe. Sie kann ihn jetzt noch nicht fragen, da der Rapport noch nicht zu Ende ist, aber sie weiss jetzt mit Sicherheit, dass der Quärens zu ihrem interessantesten Fall wird. Es ist eigentümlich, wie der Quärens eine unsägliche Ruhe ausstrahlt und wie er ihr Herz berührt. Nein, die Gefahr, dass sie ihrem Freund untreu würde, bestand nie; auch in Zukunft nicht. Aber sie hat von Anfang an das Gefühl gehabt, einen alten Freund vor sich zu haben. Und sie fühlt eine angenehme Wärme in seiner Anwesenheit.

Endlich, es sind schon zwei Stunden vergangen, kann sie in Ruhe mit dem Oberarzt reden. "Es sagen alle, du kennest ihn gut, und du habest dich lange mit ihm abgegeben. Das erste, was mich interessiert, ist sein komischer Name. Wieso heisst er Quärens?"

„Nun, diese Geschichte fängt so an. Der Quärens stammt aus einer religiösen, katholischen Grossfamilie. Der Vater hatte schon verschiedene Töchter und Söhne und dann kam noch, irgendwann um die Mitte des 20. Jahrhunderts, dieser Sohn zur Welt. Wenige Monate vorher konnte sein Vater zum ersten Mal in seinem Leben eine Amaryllisknolle verfolgen, wie sie sich grün nach oben streckte, um sich dann in eine wundervolle Blüte zu öffnen. Dieses Ereignis hatte es ihm dermassen angetan, dass er seinen Sohn nach dieser Blüte benennen wollte, und so kam es, dass er dem Pfarrer auf den Taufschein als Name des Kindes ‚Amaryllus‘ hinschrieb. Der Pfarrer hatte diesen Taufnamen zuerst nicht bemerkt; als er ihn aber sah, bekam er umso tiefere Runzeln in seinem Gesicht. Doch der Vater hatte diese Runzeln erwartet, er war innerlich auf alle Einwände vorbereitet und wollte sich auf keinen Fall von seinem Vorhaben abbringen lassen. ‚Amaryllus‘, meinte der Pfarrer, ‚gibt es denn einen heiligen Amaryllus?‘ ‚Nein‘, antwortete der Vater, ‚das gibt es noch nicht!‘ und er erzählte von seiner Faszination von der Amaryllispflanze. ‚Nein, nein, nein!‘ widersprach der Pfarrer, ‚auf keinen Fall bin ich bereit, ein Kind auf einen Namen zu taufen, von dem es keinen heiligen Schutzpatron gibt.‘ Doch der Vater war auf diese Argumentation vorbereitet und erwiderte: ‚Nehmen wir den Namen Maria. Wie viele Frauen mit dem Namen Maria sind in der Bibel erwähnt? Ich schätze etwa zehn. Doch erst seit der heiligen Maria gibt es eine heilige Maria. Das bedeutet: Selbst die heilige Maria wurde mit einem Namen getauft, von dem es damals noch keine Heilige gab. Oder nehmen wir den heiligen Josef. Für den gilt dasselbe. Oder nehmen wir den heiligen Petrus; Simon Petrus, der Fels, der dann der erste Papst der Kirche wurde. Auch er bekam

einen Namen, von dem es vorher keinen heiligen Schutzpatron gab. Wir verehren also Heilige, die ihre Namen bekamen, ohne dass es vorher einen Heiligen mit eben diesem Namen gab. Es kann somit nicht böse oder unrecht sein, einem Kind einen neuen Namen zu geben, von dem es noch keinen Heiligen gibt. Oder nehmen wir das Christentum: Es beruht doch auf Jesus, und selbst Jesus bekam einen Namen, von welchem es vorher keinen Heiligen mit demselben Namen gab. Zumindest ist mir kein heiliger Jesus bekannt. Ich kenne nur Jesus Christus, den Sohn Gottes, der zugleich auch Gott ist.'

Als der Pfarrer ob dieser Widerrede sprachlos blieb, fuhr der Vater fort: ‚Es steht doch in der Bibel vom Himmelreich geschrieben: Das Himmelreich ist wie ein Senfkorn, das ein Mann in seinem Garten in die Erde steckte; es wuchs und wurde zu einem Baum, und die Vögel des Himmels nisteten in seinen Zweigen. Dies steht bei Lukas 13,19, und an dieses Bibelwort wurde ich erinnert, als ich sah, wie sich die Amaryllis langsam zu einer wunderschönen Blume öffnete. Man nimmt eine Knolle, gibt Wasser dazu, wartet und schaut, und von allein wächst sie, es gibt eine Knospe, und allein, ohne Zutun, entsteht eine wunderschöne Blüte. Und aufgrund dieses Bibelwortes will ich meinen Sohn Amaryllus taufen lassen.‘ ‚Ja‘, erwiderte der Pfarrer, ‚das steht schon so geschrieben. Aber dies sagt nur ein Evangelist von Vieren. Nur der Lukas sagt es so, dass man meinen könnte, man müsse nur ansähen und nichts weiter tun als warten. Es haben aber vier Evangelisten die Bibel geschrieben. Matthäus war Apostel und hatte sein Wissen direkt von Jesus; Markus war auch Apostel und war beim Schreiben in Begleitung von Petrus in Rom. Das MarkusEvangelium ist somit das Evangelium von Petrus. Und Johannes war auch ein Jünger Jesu, das heisst, er hat sein Wissen direkt von Jesus erhalten. Von Lukas weiss man nur, dass er Arzt war, und man weiss nicht, ob er Jesus je einmal gesehen hat. Wieso er überhaupt weiss, was er weiss, weiss man nicht.‘

Der Vater, der seinen Sohn Amaryllus nennen will, gibt nicht nach und fragt provozierend: ‚Dann gibt es also Gottes Wort, das wahrer ist, und Gottes Wort, das weniger wahr ist?‘ und tönt an, dass er, der Pfarrer, die Unterscheidung mache zwischen einem Evangelisten, der sein Wissen direkt von Jesus hat und einem, der sein Wissen möglicherweise nicht direkt von Jesus hat. Zum ersten Mal ringt der Pfarrer nach Worten und muss sich sichtlich fassen, damit er von jetzt an alles richtig und klar ausdrückt. Und er wählt eine tiefe, vibrierende Stimme, als ob jetzt Gott direkt durch die Wolken sprechen würde: ‚Gottes Wort ist immer wahr, es ist jedoch möglich, dass wir es einmal falsch interpretieren. Mit Sicherheit ist es nicht so, dass Jesus sagte, man solle nichts tun und einfach warten. Selbst Lukas sagt an einer anderen Stelle: Bemüht euch mit allen Kräften, durch die enge Tür zu gelangen; denn viele, sage ich euch, werden versuchen hineinzukommen, aber es wird ihnen nicht gelingen (Lk 13,24). Und somit werde ich auf keinen Fall ein Kind auf den Namen Amaryllus taufen.‘ Dann fügt er fast spöttisch an: ‚Man kann doch nicht jemanden Amaryllus nennen und glauben, er wachse wie eine Amaryllis in den Himmel hinein! Obwohl natürlich dieser Gedanke mit einem verführerischen Reiz verbunden ist. Dies wäre eine neue Religion oder ein neues Dogma!‘ Der Pfarrer schüttelt den Kopf: ‚Man lasse einfach alles nur geschehen, gedeihen, dahin gleiten und wachsen, und man wird in den Himmel kommen...‘ ‚Aber wir beten doch im Vaterunser « Dein Wille geschehe »‘, denkt sich der Vater und will einen neuen Einwand vorbringen. Doch der Pfarrer wird energisch: ‚Ich werde mir alles nochmals überlegen, aber auf keinen Fall kann ich diesen Knaben Amaryllus taufen.‘

Am folgenden Tag erschien die Familie zur Taufe. Der Pfarrer bat den Vater zu sich in die Sakristei und sagte zu ihm: ‚Ich habe mir dein Anliegen lange durch den Kopf gehen lassen. Du willst einen Namen für dein Kind, den es noch nicht gibt und von dem es also auch noch keinen Heiligen gibt.